

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Fritz Busch
Aus dem Leben eines Musikers

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

I Elternhaus und Kindheit	11
II Lehrjahre	53
III Riga	69
IV Bad Pyrmont	75
V Aachen	89
VI Krieg	98
VII Stuttgart	117
VIII Dresdner Anfänge	135
IX Bayreuth	153
X Dresdner Jahre	164
XI Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und Abschied von Deutschland	187
XII Coda	209
Nachwort	214
Register	228
Abbildungsnachweis	238

I Elternhaus und Kindheit

Zerstoben ist das freundliche Gedränge
GOETHE, »Faust«, Zueignung

Mein Vater wurde im Jahre 1863 in Erndtebrück, einem Bauerndorf im westfälischen Sauerland, geboren. Der Tag seiner Geburt steht nicht genau fest. Seine Mutter erzählte ihm, er sei am 1. Juli zur Welt gekommen, während im Kirchenbuch der evangelischen Gemeinde der 30. Juli angegeben stand. Mein Vater gab sich niemals Mühe, den Widerspruch aufzuklären. Es war ihm durchaus recht, sich zweimal feiern zu lassen.

Die Eltern meines Vaters waren Bauersleute, die einen kleinen Hof bewirtschafteten. Mein Vater hatte jedoch in seinem Wesen und in seiner Erscheinung nichts Bäuerliches. Er hatte dunkle, ich möchte sagen, brennende Augen, ein fein geschnittenes Gesicht, prachtvolles Haar, das frühzeitig weiß wurde; er war von graziler Statur und großer geistiger sowie körperlicher Beweglichkeit. Viel eher als an einen westfälischen Bauern hätte man, was seine Abstammung betraf, an eine andere Beziehung denken können: nämlich an den in der Nähe gelegenen kleinen Flecken Saßmannshausen, in dem vor langer Zeit ein Kurfürst Moritz den vielen in seinem Ländchen herumstreifenden Zigeunern eine Enklave geschaffen hatte, wo sie sich selbsthaft machen konnten.

Der Großvater erkrankte eines Tages an Zungenkrebs. Zur Behandlung mußte er öfters in der Woche die Universitätsklinik in dem mehr als vierzig Kilometer entfernten Marburg aufsuchen. Er konnte sich keine Fahrgelegenheit leisten oder sich gar in die Klinik legen. So mußte er den weiten Weg nach und von Marburg jedesmal zu Fuß machen. Die Mühsal war ihm eines Tages zu dumm, so daß er sich in der Scheune aufhängte. Auch mein Großvater mütterlicherseits machte seinem Leben selbst ein Ende; die Gründe sind uns Kindern niemals erzählt worden.

Als Junge hütete mein Vater das Vieh des Dorfes und schnitzte sich zum Zeitvertreib Weidenflöten. Er liebte die

Musik, und da ihm der kleine Ort keine Möglichkeit gab, Musiker zu werden, so lief er in sehr jugendlichem Alter davon. Er erzählte später gern von seinem Schicksal und von dem recht abenteuerlichen Leben, das er mehrere Jahre geführt hatte. Manche Episode ließ er jedoch in einem mysteriösen Dunkel verschwinden, was mir heute noch leid tut. Ich bin sicher, daß unter dem, was er verschwieg, viel Amüsantes, vielleicht auch einiges ernstlich Wissenswerte gewesen ist.

Auf seinen Fahrten wandte sich der Vater zunächst nach Hamburg, wo er anfangs Violine zu studieren. Wie überall, hielt er es auch dort nicht lange aus und wanderte mit seiner Geige gen Süden. Er besaß aus dieser Zeit noch in späteren Jahren eine vorzügliche Technik, mit bloßen Füßen über abgeerntete Stoppelfelder zu laufen. Seinem unruhigen Temperament und seiner Abneigung gegen alles bürgerliche Gesetz entsprechend waren seine Papiere niemals in Ordnung. Im Augenblick, als ihm einmal eine gutmütige Bauersfrau einen Teller heißer Suppe gab, erschien der Gendarm und fragte nach den Ausweisen. Der Vater erklärte bereitwillig, er wolle sie suchen, wenn der Gendarm gütigst den Teller Suppe solange halten wolle. Der Gendarm tat es; mein Vater aber lief so schnell davon, daß der brave Mann ihn nicht mehr einholen konnte, nachdem er sich endlich entschlossen hatte, den heißen Teller wegzustellen und dem Ausreißer nachzustürzen.

Im Laufe seiner Wanderungen kam mein Vater nach Mönchen-Gladbach im Rheinland und lernte dort eine etwa zwanzig Jahre ältere Frau kennen; diese heiratete er, weil sie ihm versprochen hatte, ihm zur weiteren musikalischen Ausbildung den Besuch des Konservatoriums in Lüttich zu ermöglichen. Das Versprechen wurde nicht gehalten. Das ungleiche Paar erwarb statt dessen ein kleines Gasthaus in Venlo, einer holländischen Grenzstadt. Mein Vater hatte inzwischen, Gott weiß wie und wo, so weit Violine spielen gelernt, daß er sich an Sonaten von Mozart und Beethoven wagen zu können glaubte. Es fehlte ihm nur der Partner am Klavier. Er ging auf die Suche und fand in Rotterdam einen Kapellmeister, der Grund gehabt hatte, Deutschland zu verlassen, und nun im Begriffe stand, sich nach Ostindien einzuschiffen. Mein Vater beschwatzte ihn, die abenteuerliche Reise aufzugeben und mit ihm nach Venlo zu kommen, wo dann im Gasthaus jeden Tag fleißig Mozart und Beethoven gespielt wurde. Ob dieses Musizieren

die Gäste fernhielt oder ob andere Gründe zum bald erfolgten Ruin der Wirtschaft führten, ist mir unbekannt geblieben. Die Frau starb nach kurzer Ehe, und mein Vater begab sich, etwa dreiundzwanzigjährig, wieder auf die Wanderschaft.

So kam er, dünn bekleidet und ohne viel Gepäck, aber im Besitz einer Geige und eines Paares Lackschuhe, nach Siegen in Westfalen. Hier spielte er eines Tages zu einer Hochzeit auf, bei gutmütigen Leuten, die die Musikanten fleißig zum Essen und Trinken einluden. Mein Vater, der wohl durch seine Blässe und Magerkeit das besondere Mitleid der Feiernden erweckt haben mußte, wurde außerdem aufgefordert, im Hause der Brauteltern auch noch am Nachtessen teilzunehmen. Bei Tisch saß er einem Mädchen gegenüber, das ihm als Fräulein Schmidt genannt wurde und das sein ganzes Wohlgefallen erregte. Er starrte dauernd mit großen brennenden Augen sein zartes Gegenüber an, ohne ein Wort zu sagen. Sie ermunterte ihn, doch zuzugreifen – worauf er träumerisch erwiderte: »Wenn ich Sie ansehe, Fräulein Schmidt, vergeht mir jeder Appetit!« Dies war nicht gerade poetisch ausgedrückt, verfehlte aber durchaus nicht seine Wirkung, und kurze Zeit darauf fand zwischen ihm und Fräulein Schmidt die Hochzeit statt.

Zunächst trat mein Vater, der irgendwann einmal auch das Tischlerhandwerk gelernt hatte, bei einem Schreinermeister ein. Gleichzeitig begann er, meiner armen Mutter unmittelbar nach der Hochzeit Klavierunterricht erteilen zu lassen, damit sie ihm möglichst bald zu seinem Geigenspiel begleiten könne. Wahrscheinlich dachte man auch daran, gemeinsam an den freien Sonntagen durch Tanzmusik die Lebenshaltung zu verbessern.

Ich wurde 1890 als erstes Kind geboren. Man kann sich leicht ein Bild von der Tüchtigkeit und dem Fleiß meiner Mutter machen, wenn man bedenkt, daß sie, die in der Folge insgesamt noch weiteren acht Kindern das Leben gab, in den Anfangsjahren ihrer Ehe von Sonntag nachmittags bis Montag früh Tanzmusik spielte und später, als wir Kinder etwas größer geworden waren und selber mitverdienen konnten, noch ein eigenes Geschäft mit Stickereiwaren führte.

Im August 1891 wurde mein Bruder Adolf geboren. Meine Mutter war im bürgerlichen Sinne erzogen und hielt darauf, daß die Kinder protestantisch getauft werden und aufwachsen sollten. Der Vater, der diesen Dingen gleichgültig gegenüber-

stand, ließ ihr den Willen. Da er den Kirchenbesuch aber ablehnte, einigte man sich darauf, die Taufe des Zweitgeborenen in der kleinen Wohnung stattfinden zu lassen. Wie oft bei armen Leuten, war der Pfarrer an der Angelegenheit nicht sehr interessiert; er hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, sich über die Familienverhältnisse näher zu orientieren. Im letzten Augenblick kam er eilig im Hause an, um sogleich mit der Taufzeremonie zu beginnen. Er sagte: »Nachdem Gott der Herr diesem tapferen Paare ein reizendes Knäblein geschenkt« – dies war ich –, »hat er nun das Maß seiner Güte voll gemacht und es mit einem lieben Mädchen beglückt.«

Meine Mutter machte dem Pfarrer erschreckte Zeichen, mein Vater lächelte erfreut. Der Pfarrer fuhr unbeirrt in seinem Sermon fort bis zur Stelle: »Und so frage ich euch, ihr lieben Eltern, wie soll nun dieses Mädchen heißen?« Unter Schluchzen und Tränen brachte meine Mutter hervor: »Adolf Georg Wilhelm.« Der Pfarrer erstaunte, brachte aber die heilige Handlung schnell zu gutem Ende, um dann so bald wie möglich zu verschwinden.

Meine Mutter besaß eine ausgesprochene Intelligenz, verbunden mit großer Gutmütigkeit und mit der glücklichen Gabe, auch den bösen Erlebnissen und Erfahrungen, an denen es ihr wahrlich nicht fehlte, immer noch eine gute Seite abzugewinnen. War der Vater hitzig und von heftigem, stürmischem Temperament, so war die Mutter überlegen und geduldig, so daß man, trotz gelegentlicher Reibereien, die Ehe als glücklich bezeichnen konnte.

Daß wir Kinder musikalisch waren, zeigte sich sehr bald. Mein Vater hatte sich neben der Tischlerei und dem Spielen von Tanzmusik dem Geigenbau zugewandt. Ich mag drei oder vier Jahre alt gewesen sein, als ich eine sogenannte halbe Geige, die er gebaut hatte, in die Hände bekam. Ich zog aber bald ein für zwanzig Mark gekauftes Tafelklavier zum Spielen vor, während Adolf auf die Geige zutappte, die das Instrument seines Lebens wurde. Wir lernten sehr schnell Noten lesen und verstehen und konnten jedenfalls viel früher leichte Sachen von Noten spielen, als wir lesen und schreiben konnten.

Eines Tages geschah etwas Erstaunliches. Der Vater ging mit Adolf und mir spazieren, als der Pfiff einer Lokomotive ertönte. Er fragte: »Was ist das für ein Ton?« und erhielt augenblicklich von uns beiden die Antwort: »Fis.« Der Vor-

gang, daß wir sofort übereinstimmend antworteten, wiederholte sich regelmäßig, wenn der Vater aus Anlaß irgendwelchen Tongeräusches jene Frage stellte. Die Erscheinung des »absoluten Gehörs« war ihm unbekannt. So lief er mehr, als er ging, zu einem Sanitätsrat der Stadt, der ihm als musikalisch bekannt war. Er fürchtete, seine Kinder hätten irgend etwas Unnatürliches an sich, und war erst beruhigt, als ihm der Arzt erklärte, um was es sich handelte. Er erfuhr, daß man in der Gabe des absoluten Gehörs einen Vorzug und keinen Nachteil zu erblicken habe.

Den ersten Geigenunterricht erhielt Adolf auf dem schon oben erwähnten kleinen Instrument vom Vater selbst, als er etwa drei Jahre alt war. Ich zählte vier Jahre, als eine ältere Dame ins Haus kam, um mir Klavierunterricht zu erteilen. Ihr Stundenhonorar betrug fünfundzwanzig Pfennige, von welcher Summe sie einen wesentlichen Teil in Schokolade und Konfekt anlegte, das sie mir am Ende der Stunde gab, weil ich ihr »doch so leid tat«.

Trotzdem wäre es falsch, anzunehmen, daß von seiten der Eltern der geringste Druck ausgeübt worden wäre, uns zu Musikern auszubilden. Der Vater liebte Musik und war hocherfreut, daß auch seine Kinder, jedenfalls die beiden erstgeborenen, ein großes Vergnügen daran zeigten. Es wäre ihm aber nie eingefallen, uns zu etwas zu zwingen, was nicht schon in uns gelegen und sich durchzusetzen versucht hätte. Seine Hauptsorge war, gute Lehrer für uns zu finden und unsere Entwicklung in natürlichen Formen sich vollziehen zu lassen. Mit primitiver Bildung, aber gutem Instinkt empfand er: »Ist die Sache von Gott, so wird sie bestehen; ist sie nicht von Gott, so wird sie untergehen.«

Vorläufig lebten wir wie richtige Gassenjungen. Ein Zug nach Höherem machte sich trotzdem bemerkbar. Über die Chaussee, nahe unserer Wohnung, führte ein Eisenbahngleis. Den Straßenverkehr regelte beim Nahen der Eisenbahn ein alter Beamter, der die Schranken zu schließen oder zu öffnen hatte. Eines Tages banden Adolf und ich uns unbemerkt an diesen Schranken fest, um mit ihnen nun zappelnd in die Höhe gezogen zu werden. Der erschreckte und erboste Wärter holte meinen Vater, und . . .

Schon seit längerer Zeit hatte der Vater die Tischlerei aufgegeben und ein Musikinstrumentengeschäft, verbunden

mit einer Reparaturwerkstätte für Streichinstrumente, am Marburger Tor in unserer Geburtsstadt Siegen eröffnet. Der Laden enthielt neben einigen neuen und gebrauchten Klavieren verschiedene Holz- und Blechinstrumente, die ich, da sich andere Interessenten kaum einfanden, meinerseits in Gebrauch nahm. So erlernte ich als Kind tatsächlich »spielend« eine größere Reihe Orchesterinstrumente, deren praktische Kenntnis mir später von unschätzbarem Wert geworden ist. Meiner Größe, oder besser gesagt, meiner Kleinheit entsprechend, bemächtigte ich mich zunächst einer Piccoloflöte mit sechs Klappen, auf der ich schnell ziemlich geläufig spielen lernte.

Ich war etwa sechs Jahre alt, als ich Adolf mit dieser Flöte begleitete, wenn er in einen anderen Stadtteil zum Violinunterricht bei einem »konservatorisch geprägten« Lehrer marschierte, einem hageren, lang aufgeschossenen, tuberkulösen Jüngling. Wenn wir durch die Stadt zogen, war nichts natürlicher, als daß wir unsere Instrumente – Adolf seine kleine Geige und ich mein immer mitgeführtes Piccolo – auspackten und musizierend unseren Weg gingen. Am Marktplatz gegenüber dem Rathaus, in dem Peter Paul Rubens geboren ist, machten wir zunächst halt. Eine größere Anzahl von Jungen, denen sich einige erwachsene Nichtstuer beigesellten, forderte uns zum Spielen auf, eine Bitte, der wir gar zu gern nachkamen. Einmal hatte ein vernünftiger Mann, der den Standpunkt vertrat, daß jede Arbeit ihres Lohnes wert sei, nach einem längeren Konzertieren, bei dem wir mehrere Tänze und Märsche gespielt hatten, die Idee, eine Geldsammlung für uns zu veranstalten. Mit dem Hut in der Hand ging er herum, und es fanden sich tatsächlich Leute, die soviel Kleingeld hineinwarfen, daß wir zwei Mark siebzehn Pfennig Konzerthonorar erhielten. Wer die Musikalität unserer Landsleute so kritisch einschätzte, wie wir es taten, mußte von diesem Ergebnis aufs angenehmste überrascht sein. Zwar waren auch einige Knöpfe dabei, aber die Jungen, die sie in den Hut taten, merkten wir uns und haben später mit ihnen abgerechnet. Erfreut brachten wir das Geld nach Hause, in der sicheren Hoffnung, Anerkennung zu finden, weil wir nun auch unsererseits, in so frühem Alter, zur Verbesserung der Lebenshaltung in der immer zahlreicher werdenden Familie beigetragen hatten. Die Eltern jedoch fühlten sich in ihrem bürgerlichen Stolz gekränkt, und es

wurde uns bis auf weiteres verboten, das Musizieren »gewerbsmäßig« zu betreiben.

Man kann nicht behaupten, daß sich der väterliche Laden eines blühenden Geschäftsganges erfreute. Insbesondere waren Klaviere schwer zu verkaufen. Hatte mein Vater beim Herumstreichen in den umliegenden Ortschaften einen Interessenten gefunden, so ärgerte es ihn maßlos, wenn der zukünftige Käufer den Lehrer des Dorfes mitbrachte, um die Auswahl zu treffen. Dies bedeutete nicht nur Mißtrauen in die Kaufmannsehre des Vaters, was ihn wenig gekümmert hätte, sondern auch, wenn der Handel endlich zum Abschluß kam, Zahlung einer zehnpromzentigen Provision an den Schulmeister. Wir Kinder empfanden die Gepflogenheit als ungerecht, weil die musikalischen Fähigkeiten des »Sachverständigen« meist über einen mit falschen Harmonien gespielten Choral nicht hinausgingen.

Um den bedauerlichen Verlust beim Verkauf nicht noch durch teure Transportkosten zu erhöhen, pflegte der Vater einen Handkarren zu beschaffen, den die männlichen Familienmitglieder zogen, nachdem das Instrument aufgeladen war.

Bald wurde mir die Mühsal zu groß. Ich kletterte auf den Wagen und spielte feurige Märsche, zum Vergnügen der Dorfbewohner und zur Erheiterung der schwer arbeitenden Familie.

Inzwischen war ich sechs Jahre alt geworden und kam in die Volksschule gegenüber der Post. Der Lehrer wurde gleichzeitig beauftragt, mir privaten Klavierunterricht zu geben, und ich entsinne mich, bei ihm mit Mozarts sogenannter »Sonata facile« angefangen zu haben. Da ich aber neben dem Klavier dauernd die verschiedensten Instrumente versuchte, war Adolf, der sich einseitig der Violine widmete, technisch weiter vorgeschritten und galt als der eigentliche »Wunderknabe«.

Ein Gesangsverein trat an meinen Vater heran, um die beiden Kinder zur solistischen Mitwirkung in einem Konzert einzuladen, dem sich ein Ball anschließen sollte. Im Saal gab es eine kleine Bühne, auf der Adolf erschien und spielte; auf dem Saalboden selbst stand ein Klavier, an dem ich ihn zu begleiten hatte. Adolfs Bravourstück war der »Karneval von Venedig« mit einer Reihe von Variationen in A-Dur, deren Schwierigkeit sich immer mehr steigerte. Weniger interessant war meine Klavierbegleitung, die sowohl im Thema wie in allen Variatio-

nen aus nichts als gebrochenen Dreiklängen in Tonika und Dominante bestand. Damit war kein persönlicher Erfolg zu erzielen. So begann ich bereits in der zweiten Variation, auch meine Künste zu zeigen und zu Adolfs Passagen einige Tonleitern in der Gegenbewegung, hie und da auch einmal ein Glissando oder sonst eine brillante Fioritur einzulegen. Adolf, mit seinem Geigelchen über mir in der Mitte der Bühne stehend, lachte zunächst herzlich. Als ihm aber nun einige Noten danebengingen, weil er der nötigen Konzentration ermangelte, wurde er ärgerlich. Dies reizte mich, meine Improvisationen wurden noch verwegener, bis Adolf wütend rief: »Hör auf!« Als auch dies nichts nützte, unterbrach er das Spiel, sprang auf mich zu, der tief unter ihm am Klavier saß, und schlug mir mit einigen Begleitworten im heimischen Dialekt, die ich nur umschreibenderweise wiedergeben könnte, den Bogen über den Kopf. Instinktiv den Standpunkt vertretend: »Auge um Auge, Zahn um Zahn«, turnte ich meinerseits auf die Bühne, und es begann die schönste Keilerei, der der eilig herbeistürmende Vater, zur größten Erheiterung des Publikums, ein Ende machen mußte. Der Vorhang fiel mildtätig über diese Szene, und wir wurden zu Bett geschickt.

Heute tragen wir unsere Differenzen auf geistigere Weise aus.

Da jedoch besagter »Karneval« nur den Abschluß unseres Programms bilden sollte, hatten wir immerhin so viel von unseren musikalischen Kenntnissen an den Tag legen können, daß am nächsten Tag eine Kritik erschien, die uns beiden eine verheißungsvolle Zukunft in Aussicht stellte. So erfuhr mein Lehrer, Herr Schmidt, daß ich ohne sein Wissen »öffentlich aufgetreten war«. Mein Vater hatte es unterlassen, ihm davon Mitteilung zu machen, und ich bekam seinen ganzen Ärger in deutlichster Form zu spüren, als ich am nächsten Tage zum Unterricht bei ihm antrat. Den Taler, den mir der Vater mitgegeben hatte, um einige Unterrichtsstunden damit zu bezahlen, warf er mir vor die Füße und mich selbst zum Hause hinaus. Ein Unglück kommt eben selten allein. Tieftraurig begab ich mich auf den seiner Wohnung gegenüberliegenden Kirchhof, wo wir oft mit Totenköpfen spielten. Ich weinte herzzerbrechend, vor allem deshalb, weil der Lehrer die Annahme des Honorars verweigert hatte. Dies kam mir äußerst peinlich vor, weniger aber meinem Vater, der den Taler

einsteckte mit den Worten: »Wenn er nicht will, dann läßt er's eben bleiben.«

Mehr als dreißig Jahre später erhielt ich von diesem Lehrer einen Brief, in dem er mich um ein Zeugnis bat, das ihm bestätigen sollte, guten Klavierunterricht erteilen zu können. Ich habe meinem Lehrer Schmidt mit Vergnügen die gewünschte Bescheinigung geschickt, ohne die er einem neuen Gesetz zufolge keinen Musikunterricht mehr erteilen durfte.

Die häuslichen Pflichten und die dauernden Schwangerschaften machten es schließlich unserer guten Mutter unmöglich, weiterhin von Sonntag nachmittag bis Montag in der Frühe ihre Begleitakkorde in rauchigen Bauernkneipen zu spielen. Mein Vater fand niemanden, der aushelfen konnte. So ergab es sich, daß ich, siebenjährig, mit ihm eines Sonntags nach Welschenhennest, einem kleinen Dorf im Sauerland, fuhr, um erstmalig gegen Entgelt Tanzmusik zu spielen. Mit einigen Unterbrechungen und verschiedenen Varianten, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, geschah diese Art öffentlichen Musizierens zum Gelderwerb bis zu meinem siebzehnten Lebensjahre, also etwa zehn Jahre lang; in diesem Zeitraum habe ich kaum einen Sonntag und die darauffolgende Nacht zu Hause verbracht. Später nahm Adolf, wenn auch seltener, an diesen Unternehmungen teil. Sie waren oft anstrengend, besonders sobald zum Spielen selbst die oft stundenlangen Wanderungen kamen, wenn eine Fahrtverbindung fehlte; aber niemals haben wir mit Unlust oder mit dem Gefühl eines Zwanges mitgetan. Es war eben *Musik*, die wir machten, und das Niveau spielte zunächst keine entscheidende Rolle. Von Musik konnten wir niemals genug bekommen.

Natürlich erwarben wir mit der wachsenden Routine auch die Fähigkeit, der Sache jede Langeweile zu nehmen. Ich verdoppelte zunächst, sobald ich Oktaven zu greifen imstande war, dauernd die Bässe und erlangte so eine ausgezeichnete Wurftechnik der linken Hand. Das Repertoire konnte ich schnell auswendig, weshalb ich ein Buch von Karl May aufs Klavier legte, das ich las, während ich Polkas, Walzer und Rheinländer spielte.

Eines Tages kam Willi, das dritte Kind meiner Eltern, zu uns Sieben- und Achtjährigen, um uns seinen Entschluß mitzuteilen, nun auch Musiker zu werden. Adolf und ich erklärten

ihm übereinstimmend, es sei zu spät. Er folgte unserm Rat und wurde später »nur« Schauspieler.

Mit der Zeit wuchsen die künstlerischen Ambitionen, und als angehender Kapellmeister war ich auf größere Massenwirkungen bedacht. Zum Klavier, von mir betreut, kam Adolf mit der Violine und der Vater mit dem Cello, das er autodidaktisch gelernt hatte und primitiv beherrschte. In der rechten Hand hielt ich ein Cornet-à-piston, auf dem ich spielte, während die linke Hand die Klavierbegleitung allein übernahm. Ab und zu wurde auch delikate Triangelschlag eingefügt. Dieses Instrument hatte ich am rechten Kerzenhalter befestigt.

Obwohl die Jahre, in denen wir dieses Leben führten, ohne Schädigung für uns abgegangen sind (soweit man dies selbst beurteilen kann) und mir in der Erinnerung nur in heiterem Licht erscheinen, muß ich nachträglich doch sagen, daß sie eine recht harte Zeit bedeuteten. Nach dem Besuch der Volksschule kam ich mit zehn Jahren auf das Realgymnasium meiner Heimatstadt. Den Ruhetag, der sonntags für die anderen Schüler nach manchmal angestrengtem Lernen verblieb, gab es für mich nicht. Meistens hieß es schon in der Morgenfrühe, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, zu Rad, mit der Bahn oder zu Fuß zur Reise in die gebirgige Gegend aufbrechen. Man begann mit dem Musizieren nachmittags um vier Uhr und spielte ziemlich pausenlos bis morgens um drei oder vier, um dann in tiefster Ermüdung den Heimweg anzutreten. Um acht Uhr saß ich wieder auf der Schulbank. Ich weiß, daß meine Kinderhände von der Überanstrengung oft zitterten und daß mir insbesondere der kleine Finger der linken Hand vom Markieren der Bässe recht weh tat.

Es spricht nicht gerade für die Intelligenz meiner Lehrer, daß ihnen, mit verschwindend geringen Ausnahmen, mein Doppelleben und die daraus folgende geistige und körperliche Ermüdung verborgen bleiben konnten. Ich kann mich nicht entsinnen, daß jemals von seiten der Schule Einspruch erhoben oder Beschwerde geäußert worden wäre. Vielleicht fühlte man, daß mir das Ganze Spaß machte und daß ich bereits unrettbar der Musik verfallen war. Außerdem war mir das Lernen im Gymnasium trotz meiner starken musikalischen Interessen leicht. In den Fächern, in denen ich weniger Gutes leistete, lag die Schuld am Unterricht. Dies sage ich ohne Übertreibung. Bei mir hing alles davon ab, ob ein Lehrer Interesse erwecken